Erscheint alle 14 Tage

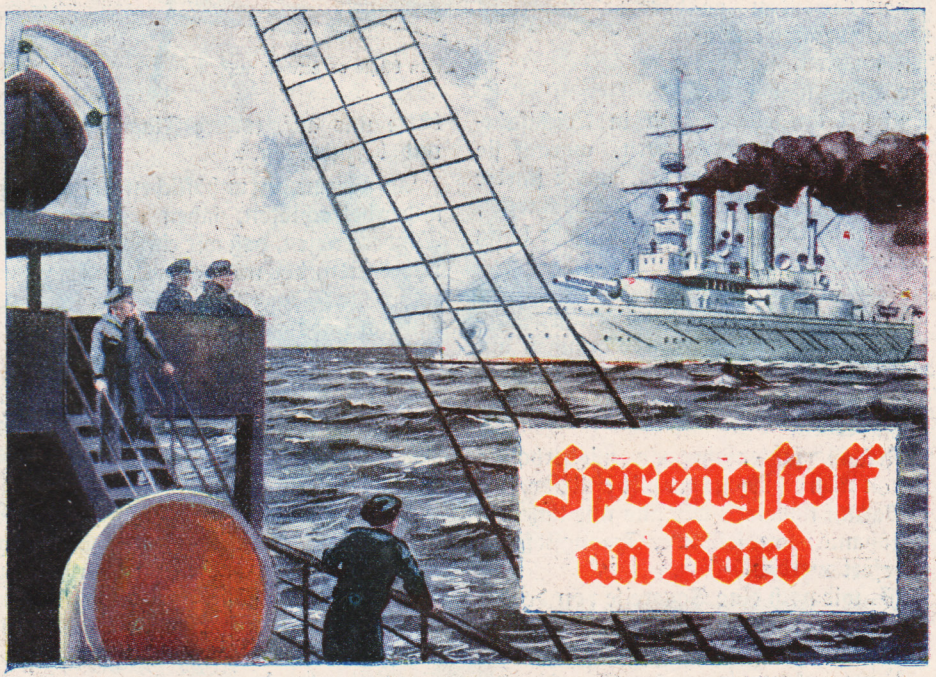
Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

13. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Berlin | Nummer 19



Sprengstoff an Bord

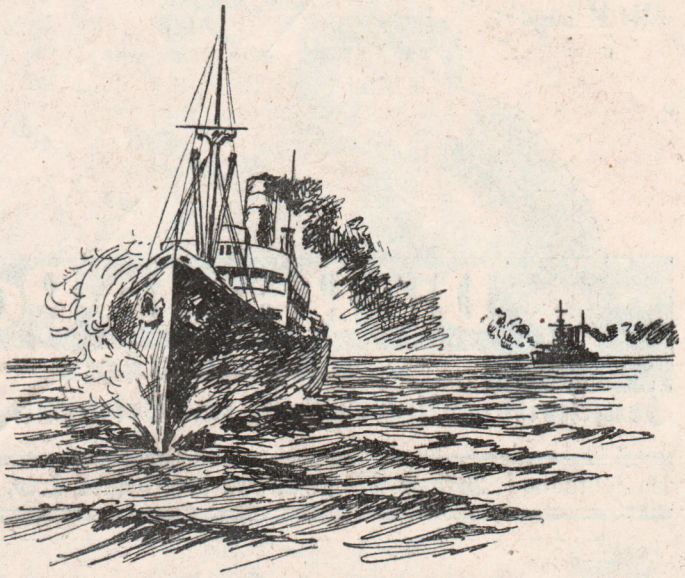
Aus einem Seemannstagebuch von Hermann Weber.

Wenn ich von Explosionskatastrophen höre, erinnere ich mich stets eines Abenteuers im Gelben Meere, bei dem wir dem Schicksal, mit unserem Dampfer in die Luft zu fliegen, nur haarscharf entgingen.

Es war im Mai 1904, als wir mit unserm Dampfer Sithonia den Hamburger Hafen verließen, um eine Reise nach Ostasien anzutreten. Man wird sich entsinnen, daß Japan damals mit Rußland im Kriege lag.

Unsere Reise sollte über Antwerpen, Port Said, Singapore und Hongkong nach Japan gehen.

Die Schiffsladung bestand aus Stückgütern und Zement; außerdem hatten wir als gefährliche Beigabe tausend Kistchen Dynamit an Bord, die für Kriegszwecke bestimmt waren.



Dann blitzte es drüben auf . . .

Der Sprengstoff machte uns viel zu schaffen.

Sobald wir nämlich einen der oben genannten Häfen anlaufen wollten, mußten die Kistchen vor der Einfahrt ausgeladen und in Leichtfahrzeuge untergebracht werden, worauf sie dann, abseits des Verkehrs, unter starker Bewachung liegenblieben, eine Maßregel, die sehr notwendig, aber auch sehr lästig war.

Hatten wir dann im Hafen unsere Ladung gelöscht oder neue entgegengenommen, dann konnten wir draußen auf der Reede unser Dynamit wieder in Empfang nehmen, und man war froh, uns loszuwerden.

Die Vorsichtsmaßregeln wiederholten sich an allen Plätzen, die wir anliefen.

Darum näherten wir uns nur langsam Yokohama; dort sollte der Sprengstoff abgeliefert werden.

Als wir noch eine Tagereise von der japanischen Stadt entfernt waren, sahen wir von der Seeseite her einen Dampfer auf uns zukommen.

Da er auf den ersten Blick nichts Besonderes an sich hatte, beachteten wir ihn nicht weiter.

Plötzlich aber erregte er mit Gewalt unsere Aufmerksamkeit; denn ein Kanonenschuß dröhnte von ihm herüber und forderte uns auf, unsere Flagge zu zeigen und beizudrehen.

Als wir uns den unhöflichen Gesellen nun näher betrachteten, sahen wir zu unserm Mißvergnügen, daß wir einen Kreuzer vor uns hatten, der mit verdeckten Geschützen und ohne Flagge fuhr und uns schon bedenklich nahe gekommen war.

War er ein Russe oder ein Japaner?

Vielleicht betrachtete er uns schon als gute Prise; jedenfalls konnte er uns große Schwierigkeiten bereiten, da wir Kriegskontrebande an Bord hatten.

Die „Sithonia“ war scharf auf den Kiel gebaut und hatte schon oft ihre Schnelligkeit bewiesen; sie war mit Ölfeuerung versehen und lief gut ihre sechzehn Knoten, während der Kreuzer, alter Bauart, es augenscheinlich nur auf zwölf bis dreizehn Seemeilen brachte.

„Was will der Kerl?“ brummte unser Kapitän, der ein arger Hartkopf war. — „Beidrehen sollen wir? Fällt uns gar nicht ein! Weglaufen tun wir, und nichts anderes! Wollen doch sehen, ob der alte Kahn die „Sithonia“ einholt!“

Seine Befehle klirrten in den Maschinenraum hinab, und über uns kam eine leicht begreifliche Aufregung: galt es doch, zu zeigen, was unser schlankes Schiff im Notfalle leisten konnte. Wenn wir von dem Kreuzer gejagt und schließlich gekapert wurden, dann sollte es wenigstens nicht kampflos geschehen sein. —

Die „Sithonia" wandte sich zur Flucht. Schneller und schneller peitschte ihre Schraube die Flut; rauschend stob das Bugwasser empor und überspritzte die Reeling. Bald waren wir in voller Fahrt und hielten der Küste zu.

Der Kreuzer, dessen Befehlshaber gewiß gedacht hatte, daß wir sang- und klanglos die Flagge streichen würden, blieb zurück.

Dann aber blitzte es drüben auf, und eine gutgezielte Kugel nahm einen Teil unserer Brustwehr mit sich fort.

Noch rauschten wir in schnellster Fahrt dahin; — als nun abermals ein Schuß erdröhnte und das Geschoß tief in die Steuerbordseite unseres Schiffes — glücklicherweise unterhalb der Stelle, wo das Dynamit lagerte, eindrang — da schien unserm wagemutigen Schiffsführer doch das Gefährliche seines Beginnens klarzuwerden.

Wer weiß, wohin der nächste Schuß treffen würde!

Ohne Zweifel sagte sich der Kapitän, daß es doch besser sei, Schiff und Ladung zu verlieren, als eine Anzahl Menschen aufs Spiel zu setzen; — und schon näherte er sich dem Maschinentelegraphen, um gewiß schweren Herzens den Befehl zum Abstoppen zu geben, als einer der Mannschaft überrascht und erleichtert ausrief:

„Die Flagge, Käppen — seht doch die Flagge!" und auf den Kreuzer deutete, an dessen Gaffel die japanische Kriegsflagge soeben flatternd emporgezogen wurde. —

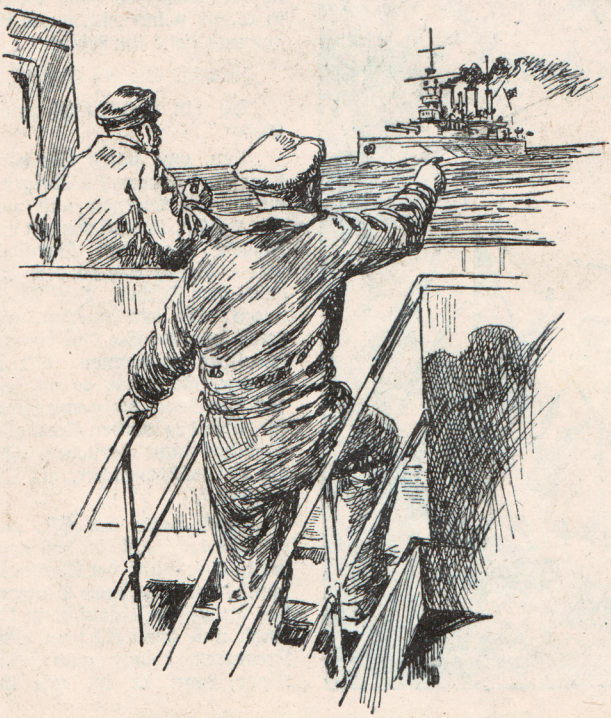
Von diesem Verfolger hatten wir allerdings nichts zu befürchten.

Als wir beidrehten und die deutsche Flagge zeigten, stieß von dem Kreuzer ein Boot ab, das zwei Offiziere an Bord der „Sithonia" brachte.

Nachdem die Japaner unsere Schiffspapiere eingesehen und Mitteilung über die Ladung erhalten hatten, waren sie und auch wir sehr zufrieden, daß unser Mißverständnis, das schlimm genug hätte auslaufen können, nun aufgeklärt war.

Mit besonderer Freundlichkeit wurden wir von dem Kreuzer in den Hafen von Yokohama geführt.

Hier brachten wir das Dynamit an Land, und waren dann herzlich froh, ohne diese gefährliche Ladung unsern Weg fortsetzen zu können.



„Die Flagge, Käppen . . ."

Der Maikäfer

von Waldemar Bonsels

Fortsetzung.

„Nun ja“, sagte er endlich, „jetzt lacht man darüber, aber in solchen Lagen, wie ich sie eben geschildert habe, ist einem anders zumute. Man kann erschlagen werden, mein Lieber.“

„Was du da vom Menschen erzählst“, sagte der Elf nach einer Weile, „bezeichnet ihn nicht. Ich glaube, wenn die Menschen fröhlich und sorglos sind, so brechen heimlich die Glücksquellen ihrer Jugend in ihrer Brust auf, und sie werden wieder wie Kinder. Die Erfahrungen, die du oder deine Gefährten gemacht haben, sind nur ein argloses Spiel der Menschen.“

„Ich danke“, sagte der Maikäfer, „ein argloses Spiel, bei dem ich unter Umständen einen Flügel einbüßen kann, bei dem es möglich ist, daß ich plattgeschlagen werde wie eine Wanze, oder das mich im schlimmsten Fall mein Leben kostet, sehe ich anders an als Sie.“

„Wenn du sonst am Menschen nichts siehst, sonst nichts von ihm weißt, so wirst du ihm dies freilich schwer verzeihen“, meinte der Elf.

„Der Mensch soll aus der Luft greifen, was er will“, sagte der Maikäfer, „aber nicht mich.“

Der Elf lachte. „Du mußt nicht glauben, mein Lieber, daß ich den Menschen ohne Grund in Schutz nehme, ich kenne ihn gut und liebe ihn sehr.“

„Nun ja, Sie als Engel...“

„Ich bin kein Engel, mein Lieber.“

„Nun, was sollen Sie denn sonst sein? Fragen Sie übrigens, wohin Sie kommen und wen Sie wollen, überall werden Sie Klagen über den Menschen hören. Gehen Sie zu den Vögeln, den Fischen, den Waldtieren oder den Ameisen, nirgends werden Sie das Lob der Menschen vernehmen. Oft ist es mir, als ginge es wie ein Seufzen durch die ganze Kreatur, aber das werden Sie wahrscheinlich nicht verstehen. Ich bin viel nachdenklicher, als Sie glauben.“

„Doch“, sagte der Elf, „ich verstehe dich, und du hast ganz recht, aber nicht der Mensch ist schuld daran. In jenes Seufzen, das du zu hören glaubst, in die Angst und den Schmerz aller Kreaturen dringt auch seine Klage; denn er ist, wie ihr

alle, den irdischen Geschicken unterstellt und hat gegen Bedrängnisse, Elend und Tod nicht mehr Mittel als ihr. Er erwacht zum zeitlichen Leben, freut sich der himmlischen Sonne, Lachen und Weinen wiegen seine Seele, wie Tag und Nacht seinen Leib, und einst kehrt er zurück ins Dunkel der Erde, der Mutter, wie ihr alle."

„Aber etwas muß den Menschen doch von allen anderen Geschöpfen unterscheiden, mein Lieber, wenn denn schon einmal wahr sein soll, daß er nicht schuld an unserem Unglück ist. Ich will es Ihnen glauben. Daß er sterben muß, weiß man ja, das ist bekannt, und wenn die Hauptsache stimmt, dann wird wohl auch das andere richtig sein. Sehen Sie, deshalb hätte ich so gern den Elfen getroffen, der vieles wissen soll, ich würde ihn gefragt haben: Was unterscheidet den Menschen von allen anderen Geschöpfen?"

„Ich will es dir sagen", antwortete der Elf. Er sah bewegt in die Weite; denn er hörte ein leises Rauschen in der Linde und dachte an Traule.

„Sie? Nein, nein, mein Lieber", entgegnete der Käfer. „Sie als Engel sind parteiisch. Es ist doch bekannt, daß sich die Engel der Menschen annehmen, daß sie gut von ihnen denken und das Beste mit ihnen im Sinn haben."

„Glaubst du nicht, daß solche Leute, die das Beste im Sinn haben, die Wahrheit eher wissen als andere?"

„Also sind Sie doch ein Engel!" rief der Maikäfer triumphierend, und der Elf lachte.

„Ich bin es nicht", sagte er, „aber ich will dir nun verraten, wer ich bin; ich hätte es schon getan, wenn du mir Gelegenheit dazu gelassen hättest. Ich bin der Elf, den du suchst."

„Nein, so was!" rief der Käfer. Er schaute den Elfen an, und seine Augen glänzten. „Ach nein", sagte er ganz still, „so ist es mir doch passiert, was ich wollte, wie schön ist das." Er besann sich und atmete auf: „Hoffentlich nehmen Sie mir die Verwechslung nicht übel", sagte er schüchtern. Und nach einer Weile des Schauens fuhr er fort: „Nun liegt es ja auch anders mit meiner Frage. Wenn Sie also so freundlich sein wollen und mir antworten?"

„Ich will es tun, so gut ich kann", sagte der Elf, „aber du kannst ruhig du zu mir sagen."

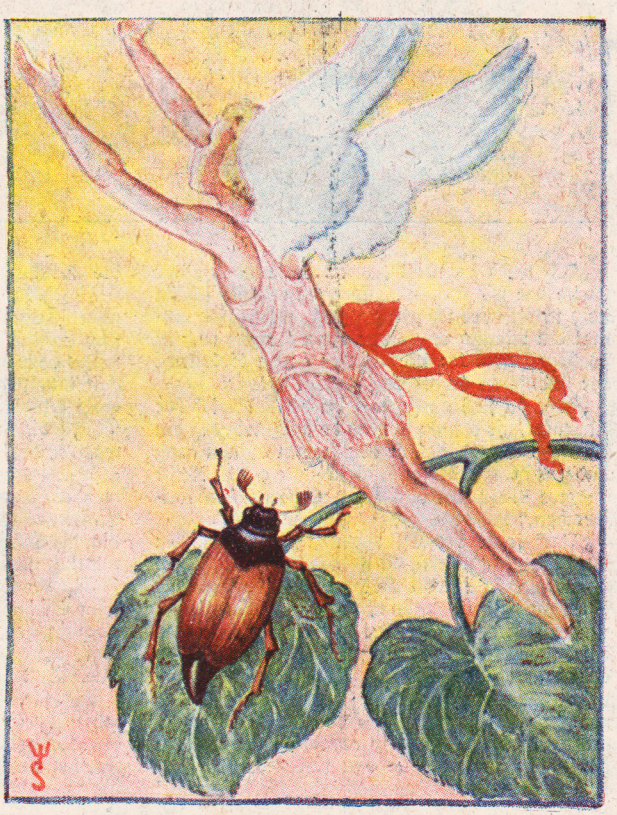
„Ich werde es versuchen", antwortete der Käfer.

Ein paar Bienen kamen in ihre Nähe und grüßten.

„Ein Elf, ein Blumenelf!" riefen sie. Unten schaukelten sich Schmetterlinge über dem Korn, und hoch im Blauen zog ein großer Raubvogel seine stillen Kreise. Nirgends war ein Wölkchen zu sehen, es war ein unbeschreiblich schöner Tag. Klingen und Jubeln füllte die Luft, die von goldner Wärme flimmerte. „Schöner wird es nicht mehr im Jahr", sagte der Elf. Es war, als schmiegte er sein helles Angesicht in das Glänzen, das ihn einhüllte, und er faltete die Hände, derweil der Wipfel des alten Baums, sein zartestes Reis im Blauen, ihn wiegte.

„Sicher weißt du alles Schöne", meinte der Maikäfer, der ganz entzückt war, je länger er den Elfen betrachtete, „so sprich mit mir vom Menschen. Es ist wahr, ich habe nicht eben Gutes von ihm gesagt, aber du wirst zugeben, er hat auch seine schlimmen Seiten, dieser Große mit den aufrechten Schultern und dem weißen Angesicht. Wir fürchten ihn, verstehst du das nicht? Nicht alle nehmen ihr Geschick mit so viel Humor wie ich."

Der Elf schien nicht recht gehört zu haben;



mitten aus seinem Sinnen heraus unterbrach er seinen braunen Nachbarn:

„Was den Menschen unterscheidet von allen anderen Wesen der Erde, hast du mich gefragt; darüber, Lieber, ist viel nachgesonnen worden, manche haben bestritten und geglaubt, er sei im Grunde wie jedes lebendige Geschöpf, nur vollkommener. Aber das ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein, in alle Ewigkeit nicht! Was ihn hoch über alle Kreaturen stellt, ist seine Vernunft."

„Was ist das?" fragte der Käfer.

„Es ist ein freier Wille, groß und gut zu sein."

„Aber glaubst du denn wirklich, Elf, daß alle Menschen ihn haben?"

„Ich weiß es nicht", antwortete nach einer Weile der Elf sinnend, „so genau kenne ich sie noch nicht, aber ich glaube, daß, wenn nur einmal ein Mensch es von ganzem Herzen und in Wahrheit gewesen ist, daß das ganze Geschlecht der Menschen damit entschuldigt wäre."

„Ach, da sieh einer, wie du denkst!" rief der Maikäfer, „so könnte ja nach deiner Meinung ein Mensch dadurch, daß er aus freiem Willen groß und gut ist, wie du sagst, gleich eine ganze Reihe anderer Menschen von ihren Schandtaten freisprechen."

„Ja," sagte der Elf einfach, „so ist es. Du kannst ja nicht ahnen, du kleines Tier, welch eine unfaßbare Fülle von Glanz und Lebenswärme schon aus einem guten Herzen erstrahlen kann. Seine Wirkung ist nicht immer erkennbar, wie die Erscheinungen, welche unsere Augen treffen, oder wie die Gegenstände, die unsere Hände berühren, aber sie ist wahr. Sieh, Lieber, das macht die Hoheit des Menschen aus, seine Würde, und das unterscheidet ihn von allen Lebendigen der Schöpfung, daß er den freien Willen hat, das Gute zu tun. Das macht ihn Gott ähnlich."

„Ach," sagte der Maikäfer, „nun sprichst du von Gott, ich weiß nichts von Gott."

„Das ist auch nicht nötig", antwortete der Elf und lächelte, „wenn Gott nur etwas von dir weiß."

„Tut er das?" fragte das kleine Tier erstaunt.

Der Elf sah ihn ernst und liebreich an: „Bist du nicht einst glücklich und wohlbestellt zum Leben erwacht?" fragte er, „fandest du nicht Tag für Tag alles, was du zu deiner Unterhaltung brauchtest; schien nicht die warme Sonne in deine frohen Stunden, und heilte die kühle Nacht im Schlaf nicht auch deine Sorgen? Schau den Schimmer deiner schönen, starken Flügel an, das Geschick deiner Glieder und den gesunden Wohlstand deiner Sinne. Ist nicht für alles liebevoll gesorgt, dessen du bedarfst, und du fragst mich, ob Gott deiner gedacht hat?"

Es war eine Weile still; der Käfer schaute sinnend in die Weite der hellen Welt, dann sagte er:

„Du machst mein Herz so froh."

Aus den Büschen unten am Bach klang der Gesang eines Waldvogels, von den Föhren wehte im linden Windhauch ein harziger Duft herüber, es war den Bäumen wohl in der warmen Sonne. Unermüdlich summten die Bienen in den Lindenblüten.

„Sieh nun", sagte der Elf, „so gedenkt Gott aller seiner Geschöpfe, auch der verborgensten und kleinsten, es ist keines, dem er sich nicht zuneigt, aber dadurch unterscheidet sich der Mensch von ihnen allein: er kann sein Haupt auch zu Gott emporheben."

„Ich bin doch wirklich ein glücklicher Kerl", antwortete der Maikäfer, „habe ich mir nicht gleich gesagt: du mußt mit dem Elfen sprechen, davon werdet ihr beide etwas haben! Es ist auch ungemein angenehm für mich, daß ich in der Lage bin, dir Glauben schenken zu können. Ich glaube nämlich alles sofort, was mir gefällt."

Die Augen des Elfen verirrten sich in heimatloser Seligkeit im Himmelsblau, und mit einem Lächeln, das ihn weit mit sich fortzutragen schien, sagte er: „Du sel samer Geselle. Aber du und alle, die deiner Art sind, seid ohne Sorge..."

Es war, als habe er niemand angeredet, seine Worte klangen voll Hoffnung, und es lag eine Verheißung in ihnen, als gäbe es in hellen Fernen ein Reich, freier und herrlicher als selbst die Vernunft.

Ende.

Deutsche Stunde

Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

(57. Fortsetzung.)

Die jüngsten Erlebnisse in unserer Muttersprache. VIII.

Du wirst dich noch erinnern, daß wir bei dem Durchforschen der Vergangenheit unsrer Muttersprache auch auf die merkwürdige Spracherscheinung stießen, daß einige Wörter im Laufe der Zeit ihre Bedeutung, ihren Wert auffallend verändert haben, indem sie ihr „Ansehen" erhöhten, verbesserten oder — häufiger noch — verschlechterten oder ganz verloren. (So hatte frech einst die edlere Bedeutung „kühn", Marschall die geringere „Pferdeknecht", vergl. 6. Forts.) Auch im heutigen Sprachleben läßt sich eine solche allmähliche Entwertung oder Aufwertung mancher Wortbedeutung nachweisen, allerdings nur schwer, weil sie erst nach einer längeren Zeitspanne auffällig wird.

Einige Beispiele: Schleppe, einst ein „vornehmes" Wort, von allen Mädchen als Bezeichnung eines heiß ersehnten Prunkstückes nur mit ehrfürchtiger Bewunderung ausgesprochen. Jetzt verziehen dieselben Mädchen als Erwachsene beim Klang dieses stark entwerteten Wortes nur spöttisch lächelnd den Mund. (Warum?) Ähnlich verliert auch Wiege, einst (als Benennung des heiligsten Plätzchens in jeder Wohnung) ein Wort von edelster Bedeutung, immer mehr sein früheres hohes Ansehen, seitdem Wiegen mit Vorbedacht nicht mehr verwendet werden und das Wort somit für uns, die wir in keiner Wiege lagen, ja kaum eine gesehen haben, gar nicht mehr den innigen Klang haben kann. Aus dem Sprachgebrauch wird es freilich noch lange nicht verschwinden, da es in Redewendungen und Zusammensetzungen fest verankert ist, die von uns noch gern sinnbildlich (symbolisch) angewendet werden: z. B. von der Wiege bis zum Grabe; Wiegenlieder; das Land, wo meine Wiege stand, u. a.

Auch das Wort Krüppel ist in Verruf gekommen; es hat einen „schlechten Beigeschmack" erhalten und wird von den Krüppeln selbst als entehrend, als Schimpfwort empfunden, obgleich es doch von Haus aus — und noch jetzt für jeden verständigen und feinfühlenden Menschen — mit dem Gefühl des Mitleids, des Bedauerns verbunden ist. Ein deutlicher Beweis für die Entwertung ist der Umstand, daß die ursprüngliche Bezeichnung Kriegskrüppel durch Kriegsbeschädigte ersetzt wurde, und daß die durch Unfall oder von Geburt aus Verkrüppelten Körperbehinderte genannt sein wollen.

In demselben Verhältnis wie Kriegskrüppel und Kriegsbeschädigter stehen die Wörter Selbstmord und Freitod zueinander. Beide benennen denselben Vorgang und doch bedeuten sie — wenn wir scharf nachdenken — nicht dasselbe; in ihnen spiegeln sich sogar zwei ganz verschiedene Weltanschauungen. Das bisher allein gebräuchliche „Selbstmord" drückt die Überzeugung aus: „Wer seinem Leben selbst ein Ende bereitet, begeht einen Mord, ein schweres Verbrechen an sich selbst." Andersdenkende aber kamen zu der Ansicht, daß nur völlige Verzweiflung und Geistesverwirrung diese schlimme Tat verursacht; und denen klang nun „Selbstmord" zu hart, zu unwahr, und sie prägten das neue Wort, dem dieser Beigeschmack nicht mehr anhaftet: Freitod.

Als Beispiele für eine Veredelung der Wortbedeutung (die seltener vorkommt) könnten wir die Wörter Schutzmann, Tippfräulein (Tipperin, Tipper) und Wochenende nennen. Besonders für die Stadtkinder hat das Wort Schutzmann eine Wertsteigerung erfahren. Jetzt, in der Zeit der Verkehrsnöte und -gefahren, ist ihnen „Schutzmann" nicht mehr — wie einst — gleichbedeutend mit „böser Mann"; sie suchen ihn vielmehr gern als Helfer und Berater, also als das, was der Name ja eigentlich sagen will: als schützenden Mann.

„Tippfräulein, Tipperin und Tipper" haben von Haus aus einen spöttischen Beigeschmack. Man lachte über das einst ungewohnte Bild der auf die Tasten schlagenden Maschinenschreiber und nannte sie sogar „Klapperschlangen". Heute, im Zeitalter der Schreibmaschine, ist „Tipper" als ernsthafte Berufsbezeichnung vorgeschlagen, um das Zungenbrecher-Fremdwort Stenotypist(in) zu ersetzen.

Wochenende, einst ein belangloses Wort, ohne innere Wärme ausgesprochen wie „Tisch" oder „Stuhl", zaubert heute als Schlagwort strahlende Augen hervor. Das Wort bedeutet eben jetzt mehr als nur „Ende der Woche." Nämlich?...? (Fortsetzung folgt.)

Zwei fahren in die Welt.

Von Ewald Israel, Lehrer.

Drunten im Dorf zwischen den wintergrauen Feldern warten zwei auf den Frühling. Zwei, die voneinander nichts wissen und die beide vor Wanderlust vergehen: der junge Schmiedegesell' und das Bienchen.

Beide wollen in die Welt.

Der eine träumt vom Fahren auf der weiten, weiten Landstraße, vorüber an Bäumen, die voll Blüten hängen, durch niedrige, gebückte Stadttore, die Berge hinauf, die Täler hinab, vorbei an Telegraphendrähten, Wegweisern, Fuhrwerken und Schenken hinein ins Land —. Und das andere denkt an blaue, weiße und rote Blüten auf grünen Wiesen, zu denen es fliegen will.

Wessen Ungeduld die größte ist? Wer kann es sagen! Vielleicht wären sie auch schon durchgebrannt, wenn sie sich nicht vor dem kalten Wind da draußen gefürchtet hätten! Aber der Wind brummte so bös, daß ihre Herzen erschreckten, und beide blieben. — —

Drunten im Dorf zwischen den grünflimmernden Stachelbeerbüschen verlassen zwei am gleichen Tage das Haus. Zwei, die einander nicht kennen und denen das Wanderblut einen lustigen Tanz singt: der junge Schmiedegesell' und das Bienchen. — Beide ziehen in die Welt.

Der eine geht tapp, tapp mit fliegendem Rock und hüpfendem Weißdornzweig an der Brust in die Weite, immer den weißen, weichen Wolken nach, die wie Wanderer an der Himmelsstraße dahinziehen. — Und das andere treibt sein wildes Herz von der Butterblume zur Weide am Bach und von dem Haselnußstrauch zum weißbehauchten Kirschbaum.

Wessen Glück das größte ist? Wer kann es wissen! Vielleicht weiß es der alte Schäfer draußen vorm Dorf, der mitten unter seinen Schafen dem Schmiedegesell' nachsah und hörte, wie er zuletzt sang:

„Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand..."

Aber der Schäfer spart mit Worten und erzählt nicht mehr, als er gerade muß.

Nach einem Gemälde von Clara Sporleder.

Frühling.

Von Arno Holz.

Auf der grünen Himmelswiese
Geht es jetzt zu wie im Paradiese.

Da blitzt der Himmel wie blaue Seide
Mit Lämmerwölkchen weiß wie Kreide.

Und aus den Blumen, pardauz in die Wurzeln,
Hunderttausend kleine Engelchen purzeln.

Schnell die Patschhand, schlingt den Tanz,
Ringelringelrosenkranz!

Meeresechsen und aussterbende Riesenschildkröten auf den Galapagosinseln

von Rich. Koch.

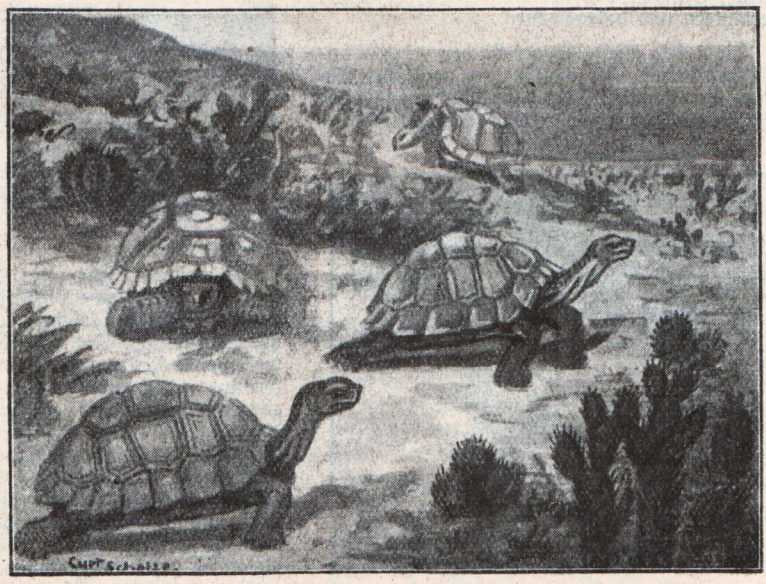
Ein neuer Robinson ist soeben erstanden in der Person eines Berliner Arztes, der, begleitet von einer Gefährtin, nach einer Reise von vielen Monaten endlich sein Ziel, die Galapagos-Inseln erreicht hat. Wer möchte von euch, ihr Buben und Mädel, insgeheim nicht auch den Wunsch hegen, es diesen beiden Menschenkindern gleich zu tun, um irgendwo in der Einsamkeit weltentlegener Eilande ein Leben voller Abenteuer zu führen. Lange Zeitungsberichte künden vom Zweck und Ziel dieser beiden Naturmenschen in ihrer selbstgewählten Verbannung. Im Geiste wollen wir uns an ihre Fersen heften, um nun die Wunder dieser Inseln zu schauen. Doch müssen wir unserer Phantasie die Zügel anlegen, um nicht gar zu sehr enttäuscht zu sein.

Weit von der Küste Südamerikas entfernt liegen im Meer verstreut eine Anzahl kleiner Eilande, die Galapagos-Inseln. Großen, feuerspeienden Bergen verdanken sie ihren Ursprung. Lava bildet ihre Oberfläche, die nun schon seit Jahrhunderten und länger erkaltet ist. Hier war ehemals das Paradies einiger Nachkommen der Riesensaurier und verwandter vorweltlicher Tiere. Beim Betreten des breiten sandigen Ufers wird unser Schritt gehemmt durch Überbleibsel gewaltiger Knochenschalen und Panzerplatten von längst hier verendeten oder getöteten Riesenschildkröten. Soweit unser Auge reicht, bedecken unzählige Stücke hiervon den Boden. Denn zu erwähnen ist, daß in den vorigen Jahrhunderten diese Inselgruppe von Seeräubern und Forschern besucht wurde. Sie haben dazu beigetragen, daß diese Tiere, insbesondere die Elefantenschildkröten, dem völligen Aussterben preisgegeben wurden. Ganz selten findet man noch lebende Exemplare dieser Art, die ihr so kümmerliches Dasein fristen. Nicht mehr lange dauert es, und mit diesen Tieren kann die Gattung der Riesenschildkröten als endgültig ausgestorben gelten. Als sie noch die Inseln zu tausenden bevölkerten, gab es riesige Tiere, die bis fünf, ja sogar acht Zentner schwer waren. Auf ihren kräftigen Beinen trugen sie den plumpen Körper etwa eine Beinlänge über dem Boden. Von ihnen ausgetretene Wege führten bis hoch hinauf in die Berge, dort wo die Natur tiefe Mulden in die harte Erdkruste gebildet hat, die von den Schildkröten aufgesucht wurden, um hier ihren Durst zu stillen. Regenwasser, das sich hier ansammelte, war das einzig genießbare Wasser. Ihre Hauptnahrung bestand aus dürrem Gras und Baumflechten, welche in den Astgabelungen der niederen Buschwerke wucherten. Es genügt ihnen aber im allgemeinen das Fleisch und der ausfließende Saft verschiedener Kaktusarten. Menschen, die nach diesen Elendsinseln verschlagen wurden, hatten gar bald herausgefunden, wie schmackhaft das Fleisch der Schildkröten ist. Und viele dieser braven Panzertiere mußten ihr Leben lassen. Aber nicht nur des Fleisches wegen wurden sie gejagt. Das im Herzbeutel und Kehlsack aufgespeicherte Trinkwasser erweckte die Begierde der Menschen dieser Durstinseln. Allerlei Raub- und Seevögel fanden immer einen gedeckten Tisch.

Eine andere Tiergruppe, die das Schicksal der Elefantenschildkröten teilt und schon fast ausgestorben ist, soll nicht vergessen werden. Die Meerechsen. Eine der wenig bekannten Rieseneidechsen, die man hier in früheren Zeiten zu hundert und mehr zählenden Gruppen sah, die die aus dem Meer ragenden Felsen zu ihrem Quartier erwählt hatten. Wahrscheinlich waren sie die Abstammung einer Landform, welche klimatischer Verhältnisse wegen, oder aus Nahrungsmangel nach hier

Meerechsen.

abgewandert ist. Forscher neuerer Zeit berichten in ihren Schilderungen vom Vorkommen der Meeresechsen, unter denen Riesentiere von weit über einem Meter Größe gefangen wurden. Das Meer gehört zu ihrem Element, denn mit sichtlichem Behagen lassen sie sich die Brandungswellen über den Körper brausen und stecken dabei den Kopf heraus. Ihre Lebensweise ist, wie bei den Schildkröten, die denkbar einfachste. An dem Felsen und Geröll üppig wuchernder Seetang und Wasserm oos bestreiten den Hauptteil ihrer Nahrung. Die weiblichen Tiere legen wie die Schil kröten Eier, aus denen die Jungen schlüpfen. Bisher ist es wohl nie gelungen, Meeresechsen lebend nach hier zu bringen. Versuche haben ergeben, daß die gefangenen Tiere jede Annahme irgend welcher Nahrung verweigerten, und bald darauf starben. Auch hier auf den Galapagos-Inseln sind diese Echsen, infolge der jetzt veränderten Verhältnisse und den ständigen Nachstellungen durch den Menschen, zum baldigen Aussterben verurteilt. Traurig hierüber versetzen wir uns jetzt zurück in die Wirklichkeit und sind zufrieden mit dem, was wir von diesen Elendsinseln wissen. Wir gönnen den beiden eingangs erwähnten Menschen neidlos ihr Robinsonleben.



Riesenschildkröten.

ANTIKER SPORT UND

Von Alfred Nauck, Ingenieur.

Die heute bei uns geübten, verschiedenen Sportarten sind bereits in gleicher oder ähnlicher Form in grauer Vorzeit betrieben worden. Es wird deshalb von Interesse sein, wenn wir einige solcher Sportarten in ihrer Entstehung näher betrachten und die dabei verwendeten Sportgeräte erläutern und beschreiben:

Wohl der älteste Sport ist der Schlittschuhlauf, der schon in alten nordischen Sagen Erwähnung findet. Prähistorische Funde haben aus Rippen- oder Röhrenknochen gefertigte Schlittschuhe ergeben, die aus den Knochen großer Tiere hergestellt wurden. Die untere Lauffläche eines solchen antiken Schlittschuhes wurde glatt geschliffen und durchbohrt zur Befestigung am Fuß. Später benutzte man hölzerne Schlittschuhe mit Knochen- oder Eisenlaufschienen. Der Schlittschuh war in jenen Zeiten weniger ein Sport- als ein wichtiges Bewegungsmittel, dessen man sich vornehmlich in den Nordländern zum verhältnismäßig schnellen Überwinden weiter Wegstrecken ausschließlich bediente. Durch den ständigen Gebrauch entwickelte sich dann bald eine hohe Kunst des Schlittschuhsportes, der ja auch heute noch vornehmlich in den nordischen Ländern in Blüte steht.

Ein weiteres, sehr altes Sportspiel ist das Ballspiel, das im Altertum von allen Generationen in den vielgestaltigsten Spielarten ausgeübt wurde. Die dabei verwendeten Bälle waren entweder aus Stoff oder Bin en geflochten und mit Haaren oder Spreu gefüllt oder, ganz wie heute, aus Leder genäht. Aber auch der luftgefüllte Ball war bereits in der Antike bekannt. Zur Zeit des Pompejus um 70 v. Chr. wurden für eine besondere Spielart, Puffball genannt, große mit Luft gefüllte Bälle benutzt. Der Gummiball ist höchstwahrscheinlich eine indianische Erfindung, der zu dem sogenannten Batospiel zuerst gebräuchlich wurde.

Hieran anschließend sollen noch einige weitere heute stark verbreitete Ballspiele nach ihrer Entwicklungszeit näher gekennzeichnet werden:

ANTIKES SPIEL

Das Fußballspiel stammt wahrscheinlich aus Ostindien und wurde dort vornehmlich auf den ostindischen Inseln schon in früher Vorzeit ausgeübt. Die dabei verwendeten Bälle bestanden aus einem Geflecht.

Auch das Kricketspiel ist ein sehr altes, wohl englisches Ballspiel, das schon sehr früh zur Entwicklung besonderer Kricketgeräte Veranlassung gegeben hat, so Beinschützer, Handschuhe, Schläger u. dgl.

Das Lawn-Tennis ist eine Spielart, die sich aus dem alten Schlagballspiel entwickelt hat. Der alte Ballschläger bestand, in ähnlicher Weise, wie heute das Racket, aus einem kreisförmig gebogenen Holz, mit Stiel, in dem ein Geflecht befestigt war.

Ein gleichfalls schon im Altertum nachweisbares Ballspiel ist das Polo, das zu den verschiedenartigsten Varianten geführt hat. Der Polosport hat seine Heimat in Indien und kam dann durch Engländer nach Europa. Das Polospiel zu Pferde ist zuerst in Persien ausgeübt worden, und das Eispolo in Norditalien.

Auf ein sehr ehrwürdiges Alter blicken die Brettspiele, die ja auch meist sportmäßig betrieben werden, herab. Das altbekannte Damespiel soll bereits in der sogenannten mykenischen Zeit, die zwischen 1500 und 1000 v. Chr. liegt, bekannt gewesen sein. Die Griechen und Römer haben verschiedene Brettspiele gekannt und zur Zeit der Pharaonen wurden bereits Wettkämpfe auf Spielbrettern ausgetragen. Die zu diesen Spielen gehörigen Spielsteine bestanden meist aus Knochen, Stein, Ton oder

Glas und waren oft reich verziert und geschnitzt.

Ein sehr altes, sportmäßiges Spiel ist das Schach, das schon um das Jahr 950 n. Chr. durch die Perser in Griechenland eingeführt wurde.

Ein altägyptisches Brettspiel wurde als Tric-Trac bezeichnet und in Europa eingeführt.

Nebenbei sei hier erwähnt, daß das heute zu einem Modespiel gewordene Mah-Jongg erst aus jüngerer Zeit stammt und nicht, wie vielfach behauptet worden ist, ein uraltes chinesisches Brettspiel sei.

Der Ursprung des Billardspiels ist sehr umstritten. Fest steht jedenfalls, daß es schon zu al-

ten Zeiten in England bekannt gewesen ist und dort wahrscheinlich auch erfunden wurde, obgleich Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland von verschiedenen Forschern als seine Heimat bezeichnet werden. Dieses Sportspiel hat zu allen Zeiten eine große Anhängergemeinde gehabt, und an den verschiedenen Höfen in England und Frankreich wurde es leidenschaftlich gespielt. Ursprünglich ist das Spiel auf dem Boden ausgeübt worden und erst im Mittelalter verlegte man das Spiel der bunten Bälle auf eine Tafel — weil das offenbar bequemer war!

Das Kinderspiel mit dem Kreisel ist schon den Römern bekannt gewesen. Der römische Schriftsteller Vergil erwähnte es schon 35 v. Chr. Auch andere überseeische Völker in Ostasien und Amerika haben das Kreiselspiel schon in grauer Vorzeit gekannt.

Ein typisch antikes Spiel ist der Luftdrachen. Er wird als chinesische Erfindung bezeichnet, und zwar wird der chinesische General Hau-si, der um 250 v. Chr. gelebt hat, als der Erfinder angesprochen. Die früheren Luftdrachen zeichneten sich bereits durch eine künstlerische Eigenart aus. Üblich waren damals groteske Darstellungen von Luftfabelwesen.

Das Spiel mit Würfeln ist uralt. Es ist nachweisbar schon in der Eisenzeit, in der die Würfel aus Knochen oder Hölzern gefertigt wurden. Eifrig wurde es bei den Germanen geübt. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus nennt es als germanisches Würfelspiel um das Jahr 98 n. Chr.

Die Spielkarten sind offenbar chinesischen Ursprungs. Im Altertum waren die verschiedenartigsten Kartenspiele bekannt mit 30, 90, 100 und noch mehr Blättern. In Europa haben sich Spiele mit den bunten Karten erst verhältnismäßig spät einführen können.

Etruskische und ägyptische Puppe.

Zum Schluß soll noch das wohl allerälteste Spiel der Menschheit, die Puppe, Erwähnung finden. Spielpuppen hat es wohl zu allen Zeiten gegeben, auch zu Zeiten, in denen sich der Mensch auf dem denkbar geringsten Kulturstand befand. Bei allen Ausgrabungen aus antiken oder prähistorischen Zeiten werden puppenartige Gebilde aus Holz, Horn oder Ton gefunden, die die Richtigkeit obiger Behauptungen dartun Bei den Ägyptern, Griechen und Römern waren bereits Puppen mit beweglichen Gliedern bekannt, deren einzelne Teile außerordentlich sorgfältig gearbeitet waren. Auch Puppenkleider und Puppengeschirr, desgl. Puppenhäuser und Puppenstuben sind in der Antike nachweisbar und bezeugen den uralten Wert und die uralte Bedeutung des Puppenspiels.

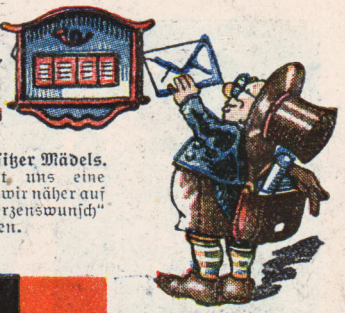
Sinnspruch

Durch Eintracht werden kleine Dinge groß,
Durch Zwietracht wird man große Dinge los.

Als eifrige Leser der „Rama-Post" stellen sich vor:

1. Lotti Büttner;
2. Wolfgang Schöne, Halle a. S.;
3. Ein „Schwarz-Leser";
4. Willi Brönhorst, Bonn a. Rh.;
5. Ingeborg Charlotte Haase, Oppach i. S.;
6. Paul, Hans und Josef Knott, Rheinberg;
7. Irmgard Schmelze, Düsseldorf;
8. Ingeborg Gock, Hohenwestedt (Holstein).

Briefkasten



Achtung! Bei Einsendung von „Palmin-Post"-Sammelstreifen kann das Album wegen der großen Anzahl der täglichen Bestellungen frühestens in 10 Tagen geliefert werden.

„Palmin-Post" wünschen zu tauschen: Heinz Gebauer, Steindorf, Kreis Ohlau, Schles., Hauptstr. 22; Rudolf Köhl, Rodenkirchen a. Rhein, Bismarckstr. 17; A. Schmidt, Soweiden, Krs. Rössel, Ostpr.; Gustav Schneider, Sachsenburg b. Haldrungen, Thür.; H. Fabricius, Halle a. d. S., Friedenstr. 26 a; Hildegard Inholz, Bonn, Josephstr. 4; Leo Cichos, Hirschberg i. Rsgb. Warmbrunner Str. 63; Lina Weber, Hannover, Volgersweg 61, Haus Landesheim; Heinz Günter Deer, Pritzwalk, Marktstr. 56; Heinrich Bagusat, Essen (Ruhr), Waldthausenstr. 17; Günter Pehnelt, Petershagen, Ostb., Eggendorferstr. 49; Ant. Joh. Bauer, Köln a. Rh., Im Klapperhof 15; Erna Elbe, Hamburg 39, Sarrestr. 55; Rosel Wolf, Hanau a. M., Glockenstr. 13 I., Adolf Schimke, Dahlitz Nr. 29, Post Kolkwitz, Krs. Kottbus; Untertertianer Konrad Alsberg, Kassel, Spohrstr. 2; Martha Griffin, Köln-Klettenberg, Lohrbergstr. 25; Albert Grünler, Greiz-Rothenthal, Plauescheſtr. 14 I; Gertrud Parusel, Bobrek-Karf I (Oberschl.), Zinkhüttenkolonie 10; Albert Wobig, Stargard in Pom., Holzmarktstr. 24; Helmut Winnecke, Hannover, Engelbert-Damm 21; Eugenernst Maier, Wiesloch, Baden, Schwetzingerstr. 69; Heinz Zierdt, Bleicherode, Harz, Hauptstr. 46.

Briefmarken wünschen zu tauschen: Karl Prochnow, Finkenwalde b. Stettin, Hindenburgstr. 2; Rudolf Böhm Groß-Kunzendorf, Kreis Neiße (O.S.), Nr. 20; Willi Reul, Essen-Kupferdreh, Dammstr. 8;

Karl Amann, Rothaar, Post Freihung (O.-Pf.) schickt doppelte Stückzahl Marken von der ganzen Welt gegen Briefmarken vom Saargebiet, Danzig, Memel und Oberschlesien.

Willi Brüggemann, Heiligenstadt. Schreibe uns noch einmal, was Du möchtest, wir konnten Deinen Brief nicht verstehen.

Nieder-Lausitzer Mädels. Bitte, schreibt uns eine Adresse, damit wir näher auf Euren „Herzenswunsch" eingehen können.

Lotte Begauer, Berlin NO 55, Rykestr. 52, wünscht Briefwechsel mit 15- bis 16jährigem Mädel.

Helmut Winnecke, Hannover, Engelb.-Damm 21, wünscht Briefwechsel mit 15jährigem Sportsfreund (Fußballspieler).

Hildegard Pezzenheim, Koblenz, Hohenzollern r. 16. Dein Gedicht ist schon recht nett. Wir haben es unserer Sammelmappe einverleibt.

Fritz Lohmeyer, Bremen. Die Palolowürmer schmecken nur frisch. Wir raten Dir, reise einmal nach Samoa und dann „Guten Appetit."

Tierfreund in Bamberg. Biber, deren Pelz so geschätzt wird, gibt es in Deutschland nur noch an der Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg. Sie dürfen nicht getötet werden, denn es sind nur noch 260 Stück vorhanden. Der Biber nagt die Rinde der Bäume. Kleinere Bäume fällt er mit seinen scharfen Zähnen ohne weiteres. Seine Wohnung hat er im Wasser. Wenn Du einmal an den genannten Teil der Elbe kommst und nach Sonnenuntergang ganz, ganz still bist, kannst Du vielleicht einmal einen Biber beobachten.

Kleiner Sportler, Heiligenstadt. Deutschland stellt die meisten Motorräder der ganzen Welt her. Selbst England und Amerika bleiben weit hinter Deutschland zurück.

Willi F. in B. Die Nachdrucke, die die Thurn-und-Taxissche Verwaltung vor dem Kriege von den ersten deutschen Briefmarken herstellen ließ, sind von Originalplatten, die noch vorhanden sind, gedruckt. Du kannst sie daher ruhig deinem Album einverleiben.

Beim Einkauf von Margarine „Rama im Blauband" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Porto-Auslagen von 5 Pf. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Berlin C 2, Union-Haus, Burgstr.

Verantwortlicher Redakteur und Verlag: P. Mengelberg, Berlin. Druck: Fredebeul & Koenen, Essen.